Hieronymus von Erlach

Autor(en): **Ernst, Fritz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **2 (1934-1935)**

Heft 4

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-758926

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Diese immanente Vernünftigkeit im Geschichtsverlauf der Schweiz nachzuweisen und, nach einem anderen Ausdruck Max Hubers, den «Sinn» unseres Staates festzustellen, ist das große Verdienst Gagliardis. Möge sein Buch nicht nur zahlreiche Leser finden, sondern ihnen auch die Einsicht erwecken für das, was der Gegenwart not tut, und den Willen, danach zu handeln.

Hieronymus von Erlach

von Fritz Ernst

Alle paar Generationen entzündet sich an scheinbar lokalen oder persönlichen Problemen eine allgemeine Krise, aus der die Welt mit veränderten Zügen hervorgeht. Der spanische Erbfolgekrieg in den ersten anderthalb Dezennien des 18. Jahrhunderts war eine europäische Auseinandersetzung um die spanische Krone und das spanische Territorium. Im Resultat wurden die beiden genannten Fragen unterschiedlich behandelt: die französischen Bourbonen erhielten die umstrittene Würde, die deutschen Habsburger den größten Teil der verfügbaren Nebenländer. Aber diese Regelung betraf nur den Ausgangspunkt des Streites. Durch eine Art unvermeidlicher Ansteckung wirkte er sich auf die meisten westeuropäischen Verhältnisse aus. So wie die Schlachtfelder sich erstreckten von Süditalien bis zur Rheinmündung und vom Manzanares bis zur Theiß, so sahen sich nach abgeschlossenem Frieden die durch diesen Raum bezeichneten Staaten und noch weitere dazu in eine neue Situation versetzt. Bis vor kurzem große Seemächte wie Portugal und die Niederlande treten in den Hintergrund; bis vor kurzem kaum beachtete Staaten wie Preußen und Savoyen künden ihre Programme an; England hat erstmals sein kontinentales Richteramt ausgeübt. In mannigfacher Beziehung blicken wir durch die Verträge von Utrecht und Rastatt in eine ferne, nunmehr beinah schon wieder abgeschlossene Zukunft.

Es erscheint von vornherein sehr unwahrscheinlich, daß die Schweiz inmitten so großer Ereignisse und Veränderungen ganz unbeteiligt geblieben sein sollte. Ein ausländischer Diplomat prophe-

zeite freilich bei Ausbruch der Feindseligkeiten, die Eidgenossenschaft werde «nur die Stelle eines Zusehers, gleich wie bei einer Komödie, vertreten». Und wirklich hat sie, mehr als geboten gewesen, sich mit dem Zuschauen begnügt. Es war nicht ihr Verdienst, wenn ein großangelegter Durchmarschplan nicht zur Verwirklichung gedieh — von dem schweizerischerseits zu erwartenden Widerstand gab eine ungesühnt gebliebene schwere Grenzverletzung einen verlockenden Begriff. Und doch entrichtete damals auch unser Volk einen schweren Blutzoll in Gestalt der Söldner-Regimenter. Erhebliche Bestände kämpften für Spanien und Frankreich, wie für Holland und den Kaiser. Das vorauszusehende Verhängnis blieb nicht aus. In einer der letzten großen Schlachten des Krieges, bei Malplaquet in Flandern, wo sich die größten Feldherrn der Zeit gegenüberstanden, kämpften Schweizer gegen Schweizer. Es war ein furchtbarer Trost, daß sie beiderseits ihrer Fahne Ehre machten. Darüber hinaus war aber noch etwas Zersetzenderes denkbar: die Bekämpfung beider Parteien im Herzen nicht nur ein und derselben Schweiz, sondern ein und desselben Schweizers. Das war der Fall bei Hieronymus von Erlach.

Der alte Hans Jacob Leu beginnt in seinem Helvetischen Lexikon den Artikel Erlach also: «Ein uraltes adeliches Geschlecht, sonderlich in der Stadt Bern, welches sich auch, wie hernach folgen wird, nach Freyburg und auch in Deutschland in das Anhaltische etc. ausgedähnet. Man suchet desselben Ursprung von den letstern Königen von Burgund . . .» Die namhaftesten Vertreter dieses rühmlichen Geschlechts durchgehend, verweilt er besonders bei Hieronymus, der 1748 im Alter von 81 Jahren starb. Mit dreizehn Jahren trat derselbe als Junker bei der Pariser Schweizergarde ein, mit fünfundzwanzig Jahren hatte er als Hauptmann bereits eine eigne Kompagnie im Schweizer Regiment Manuel. Aus dieser Stellung trat er über in kaiserliche Dienste, ward Oberster eines Teils der dem Kaiser zur Verfügung gestellten Schweizertruppen und avancierte bis zum Generalfeldmarschall. Das hinderte nicht seinen gleichzeitigen Aufstieg zu Hause. Er war öfters außerordentlicher Gesandter seiner Vaterstadt, Landvogt zu Aarwangen, Seckelmeister der Welschen Lande, Mitglied des täglichen Rats und schließlich während mehr als eines Vierteljahrhunderts Schultheiß von Bern. Er lebte allezeit im größten Stil und war der erste Berner, der sich des Sechsgespanns bediente. Seine Bauten ehrten, seine herausfordernden Sitten kom-

promittierten ihn, sein Reichtum und seine Macht enthoben ihn jeder Rechenschaft. Als man ihn, der kurz vor seinem Tode vom Kaiser in den Grafenstand erhoben wurde, unter größten Ehren bestattete, hielt man ihn für den reichsten Eidgenossen. Das Grabmal, das die Familie ihm in der Kirche der Erlachschen Herrschaft Hindelbank errichtete, wäre würdig gewesen, die Ruhestätte eines Fürsten zu bezeichnen.

Man ahnte zu seinen Lebzeiten und wußte bald nach seinem Tode, daß Hieronymus von Erlach nicht nur nacheinander verschiedenen Herren diente, sondern gleichzeitig miteinander unvereinbare Dienste leisten zu dürfen glaubte. Was noch in Erfahrung zu bringen war, bestand im Ausmaß und in den Einzelheiten dieser verwerflichen Lebenspraxis. Ein verdienter Kenner des fraglichen Zeitraums hat aus Archiven, vornehmlich in Paris, das erbarmungslose Dossier eines Unbedenklichen zusammengestellt. So entstand Hieronymus von Erlachs erste wirkliche, durchaus wahrheitsgemäße Biographie, von der man wünscht, die Schweizergeschichte möchte möglichst wenig Pendants liefern.[1] Den Ursprung all seiner Irrungen bildete die Doppelehe, in der Hieronymus von Erlach lebte. Als junger Offizier in Südfrankreich hatte er durch Annahme des römischen Bekenntnisses und förmlichen Eheschluß die schon erfolgte Geburt eines Töchterchens legalisiert. Nach Bern zurückgekehrt, heiratete er protestantisch und ohne vorausgegangene Scheidung die einzige Erbin des Bannerherrn der Republik. Das bedeutete eine unüberbietbare Sicherung, die nur versagen mußte, wenn das Verbrechen, dessen er sich schuldig gemacht, ruchbar wurde. Hieronymus von Erlach schloß allen Klagen und Anklagen, die aus Frankreich herüberdringen konnten, den Mund, indem er als kaiserlicher Offizier der französischen Heeresleitung eine Art von Informationen lieferte, für die, seit es Kriege gibt, jeder Preis bezahlt wird. Sein Kommando wie sein gesellschaftlicher Rang boten ihm ungewöhnliche Einblicke, die er während der vollen Kriegsdauer derjenigen Partei zukommen ließ, deren Gegner und Komplice er in einem war. Dabei entzündete sich rasch sein angeborener Geschäftssinn. Man kann darüber streiten, was bedeutender war: die Zahl der ausgelieferten Pläne und Ratschläge oder der ungeschminkt geforderten Geschenke. Und dies,

---

[1] Henry Mercier, «Un secret d'état sous Louis XIV et Louis XV: la double vie de Jérôme d'Erlach.» Paris, Editions la Bourdonnais 1934.

ob der Baron d'Elcin — wie Erlach seinen schönen Namen in der Geheimkorrespondenz verstümmelte — an der deutschen Rheinfront, am Wiener Hof oder in seiner Landvogtei verweilte. Die französische Heeresleitung hatte nächst der eignen Intuition keinen bessern Verbündeten als den kaiserlichen General — kam es doch vor, daß derselbe den eigenen Truppen in den Arm gefallen ist. Man kann auf den machiavellistischen Gedanken kommen, es habe nur im schweizerischen Interesse gelegen, wenn unsere Nachbarn links und rechts sich möglichst tief zerfleischten. Ohne diese verzweifelte Perspektive ganz und gar von der Hand zu weisen, darf man Hieronymus von Erlach doch nicht heroisieren. Man kann beweisen, daß das nationale Interesse ihm kein ständiges Problem bedeutete. Wer aber wußte damals so genau, worin dieses bestand? Der Biograph, dessen urkundlichen Mitteilungen wir hier meistens folgen, druckt unter anderm eine Liste von Gratifikationen ab, welche der französische Gesandte in Solothurn während der ersten sieben Monate des Jahres 1704 in seinem Gastlande verteilte. Es sind darunter Entschädigungen für ungenannte Verdienste, die zu ermitteln der Phantasie des Lesers überlassen bleibt. In andern Fällen ist der Grund genauer ausgesprochen, wobei man nur bedauern kann, daß es sich um Auszeichnung von Gesinnungen gehandelt hat, deren Reinheit minder belohnt auch minder bezweifelt geblieben wäre. Unser Biograph kommt zu dem Schluß, es habe sich der Schultheiß weniger durch die Form, als durch die Unbedingtheit seiner Amoralität von seinen zeitgenössischen Landsleuten unterschieden.

Es ist, von der Hand eines der zahlreichen Künstler namens Eichler, ein Bildnis Hieronymus von Erlachs erhalten: von üppiger Gestalt und vollem Angesicht, in stehender Figur und breiter Geste, mit Perücke und mit Feldherrnstab, gekleidet halb in Rüstung halb in Prunkgewand, pathetisch-elegant, von überwältigendem Schein ... Wir haben von ihm auch noch eine Momentaufnahme, sozusagen mit dem Bleistift hinskizziert durch den Neuenburger Arzt und Offizier David-François de Merveilleux, Sprossen einer ursprünglich schwäbischen Familie Wunderlich. David-François war durch diplomatische Verwendung und gesellschaftliche Beziehungen wohl in der Lage, vieles zu wissen, was man nicht offen sagt. Die Notiz, die uns hier interessiert, wurde verfaßt etwa zehn Jahre vor dem Tod des Schultheißen Erlach, also zu einer Zeit, da die französische Mutter seiner Tochter längst kümmerlich gestorben, ohne

daß die bernische Mutter seiner Söhne ihres Lebens froh geworden war. Diese Notiz also findet sich in den Reiseplaudereien des David-François de Merveilleux, im fünften Brief der «Amusements des bains de Bade en Suisse, de Schinznach et de Pfeffers», und bezieht sich auf seine Einkehr in das damals sehr belebte Bad am Fuß der Habsburg: «Eines Tages war große Ankunft. Ein Herr, mit Ordensbändern reich bedeckt, verließ seine Sänfte. Der Aufzug hatte etwas Komisches. Der Herr hinkte leicht und sah auch sonst nicht sehr gut aus. Es war der General von E..., der weit herum im Land großes Ansehen genießt. Er hatte, in einer zweiten Sänfte, eine Pfarrfrau bei sich, die er mit großer Zuvorkommenheit behandelte. Für beide wurden Zimmer reserviert. Der ganzen Veranstaltung mußte ein Weibel in Amtstracht Würde verleihen. Es war leicht bemerkbar, daß das Erscheinen des Gastes und seiner Begleiterin der Badegesellschaft, die sich geniert fühlte, keinerlei Vergnügen bereitete. Die anwesenden Damen, eine wenige ausgenommen, erwiesen der neu angekommenen keine besondere Aufmerksamkeit, ja grüßten sie nicht einmal nach Landesbrauch, was den Edelmann, der sie hergeführt, sehr peinlich zu berühren schien. Die beiden aßen für sich und mischten sich erst später unter die übrigen. Nun stellte sich doch hin und wieder Bekanntschaft und Gespräch ein. Binnen kurzem häuften sich auf den Tischen Rehbraten, Perlhuhn, Pasteten, Früchte, Weine, so daß sich ein regelrechtes Mahl entspann. Nur die Fröhlichkeit kam nicht zurück...»

Soviel über Hieronymus von Erlach in persönlicher Beziehung. Nun noch ein letztes Wort über den Gesellschaftskreis, dem er angehörte. Die bernische Aristokratie ist so denkwürdig wie irgendeine in Europa. Vital und kulturell gehört sie zu unsern besten Besitztümern. Ohne sie wäre eine schweizerische Landesgeschichte gar nicht denkbar. Von der staatsbildenden Tätigkeit des Niklaus Diesbach bis zur kosmopolitischen Verklärung Karl Viktors von Bonstetten läuft eine Kette hochbegabter und verdienter Generationen. Sie haben, auf halbem Wege zwischen Ausgangs- und Endpunkt, eine Epoche des Zauderns und des Schwankens durchgemacht, das nicht selten zu schuldhafter Verstrickung führte. Zwei Jahrhunderte ehrlicher Arbeit an der nationalen Verselbständigung in jedem Sinn hatten vor allem das Ziel, Lebensläufe wie den des Hieronymus von Erlach innerlich zu überwinden. Nicht zufrieden aber mit einer so summarischen Entwicklung, die für sich ein Urteil

ist, nahm die Geschichte an seinem Blut ausdrücklich Rache. Im Frühjahr 1798, in der Stunde der Verantwortung, wählte die Berner Aristokratie zu ihrem Retter des Hieronymus Urenkel Karl Ludwig von Erlach. Derselbe, ritterlichen Sinnes, nahm sich der von vornherein verlornen Sache an und kommandierte höchst persönlich im Grauholz. Er überlebte den Zusammenbruch nur um wenig Stunden. Betrunkene Landstürmer ermordeten den eignen General und warfen den Leichnam, den sie namenlos geschändet, hinter eine Hecke.

Ricarda Huch und die Schweiz

Zum 70. Geburtstag der Dichterin

von Paula Mutzner

In allen ihren Schaffensperioden hat Ricarda Huch von der Schweiz gesprochen. Sie hat sie, je nachdem diese Zeiten mehr poetische oder mehr geschichtliche Arbeiten hervorbrachten, von verschiedenen Seiten beleuchtet. Stellt man aber alle Aussprüche und Darstellungen über die Schweiz aus dem ganzen Lebenswerk Ricarda Huchs zusammen, so ergeben sie ein durchaus eindeutig geschautes und geprägtes Bild unseres Landes. Die Schweiz ist eine der Bildungsmächte, die viel zur Entwicklung von Ricarda Huchs Persönlichkeit beigetragen hat; sie darf aber auch mit Stolz und Freude sagen, daß die Dichterin ihr großes Erlebnis von der Schweiz in ihrem Werke poetisch verklärt hat. Ja, sie ist unserem Volke sogar zur Warnerin geworden, wie Dichter es jeweils für ihre Heimat sind.

Von Galeide, die nach Genf kam, sagt Ricarda Huch in ihrem Buch «Ludolf Ursleu»: «Galeide hatte ihr heller Stern in ein gesegnetes Land geführt, wo alle ihre Säfte frisch zu quellen und alle ihre Zweige frisch zu grünen anfingen, so daß es ein lustiges Rauschen gab, wenn die Elemente sich bewegten.» Das war die Empfindung Ricarda Huchs als sie 1887 nach Zürich kam. Während aber die Schweiz für die Ursleuen vor allem das ferne glückliche Land